

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinbühl in Königstein i. T.

1915. * Nr. 18

Uns Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Leidunow ließ die feinen, weichen Finger nicht los, obwohl der warme Schauer, der ihn durchrieselte, ihm wie etwas Unrechtes, Verbotenes vorkam. „Wenn es Ihnen Ernst damit ist —“

Ein Beben ging durch ihre schlanke Gestalt. „Sie können zweifeln?“

„Dann beweisen Sie mir Ihren Dank, indem Sie mir sagen, vor wem Sie mich warnen wollen.“

Das Mädchen schien diese Wendung nicht erwartet zu haben. Zähes Erschrecken malte sich auf ihren Zügen, ihr Gesicht entfärbte sich.

„Wenn Sie es selbst nicht wissen —“ stammelte sie — „ich darf es Ihnen nicht sagen.“

Das Rätsel, vor dem er stand, ward noch verworrener.

„Sie zürnen mir aber doch nicht?“ fragte das Mädchen angstvoll.

„Zürnen — nein, aber ich weiß auch nicht, was ich davon denken soll.“

„Denken Sie, daß man einen Argwohn gegen Sie hat — daß man alle Ihre Schritte beobachtet, daß Sie vielleicht von Spionen umgeben sind, und daß ich Sie nur bitten kann, überall, wo es auch ist, auf Ihrer Hut zu sein.“

Er suchte in ihrem Gesicht zu lesen, aber was er sah,

war nur der Ausdruck warmer, ehrlicher Besorgnis, einer fast zärtlichen Teilnahme. „Und Sie?“ fragte er mit leise zitternder Stimme, „mißtrauen auch Sie mir?“

Ada wandte sich ab. „Bitte, fragen Sie mich nicht. Ich habe ja schon mehr verraten, als ich durfte. Und Weiteres kann ich Ihnen nicht sagen.“

Leidunow horchte auf. Hinter ihnen, auf dem schon dämmerigen Waldwege wurden Schritte laut.

„Es wird Jannt, meine Freundin sein“, flüsterte das schöne Mädchen. „Sie blieb zurück, um ihre Skizze erst noch zu vollenden. Deshalb ging ich voraus.“

„Sie malen täglich hier?“

„Bei gutem Wetter gewöhnlich. Aber —“

Er verstand, was ihr bittender Blick sagen wollte. Noch war die Herankommende nicht um die Biegung des Weges, und es mochte ihr peinlich sein, allein mit ihm mitten im Walde gesehen zu werden. Den Hut ziehend, trat er rasch zur Seite und verbarg sich im dichten Unterholz. Nur der leise Klang von Mädchenstimmen schlug noch in dem grünen Bersted an sein Ohr.

Erst als die Schritte allmählich verhallten, wagte er über das Gebüsch hinwegzublicken.

Hand in Hand sah er die beiden Gestalten zwischen den hochstämmigen Bäumen verschwinden. Der Unbekannten schenkte er kaum Beachtung. Nur Ada verfolgten seine Augen bis zuletzt.

Es war ihm, als hörte er sie hell und glücklich lachen. War die Unterhaltung mit ihm, das Bewußtsein, frei von der drückenden Fessel der Verlobung zu sein, der Grund ihrer frohen Laune? —

Schon vorher war der Gedanke, daß neue Hoffnungen in ihr Herz einziehen könnten, schwer auf seine Seele gefallen. Das „Auf Wiedersehen“, das ihm auf den Lippen geschwebt hatte er nicht herausgebracht,



Von den Kämpfen in Rußland: Deutsche Verwundete begeben sich nach dem Gefecht zum Hauptverbandplatz.

Photographie A. Grohs.

als wäre der bloße Gedanke daran ein Verbrechen.

Den Kopf in die Hand stützend, streckte er sich ins weiche Moos. Hier lockte ihn das lachende Leben und dort harrete seiner der stumme Tod. Mußte es sein? Hätte nicht der Himmel die Rache vollziehen können statt seiner! Warum hatte nicht der stürzende Kronleuchter den Mörder Marjas zerschmettert?

anuhvaz aqo qnyhgyjy axatqaa nē 'uaploy nē sē qvō adqai
amunū. 'uagōs spāaōō ihu ejiōōi 'uagōs iatōōō of aī ēē u
Wladimir handhabte sie spintet und Palette, aber die Arbeit

stetig aber schon seine Stimmung um und er sah alles in
neuem Lichte. Der furchtbare Gott, dessen Gebot lautete: „Auge
um Auge, Zahn um Zahn“ wollte ein anderes Blutgericht. Für
ihn hatte er die Rache aufgespart. — Wie ein Fingerzeig des
Schicksals erschien es ihm jetzt, daß der Tod Gottschento ver-
schont hatte, damit er falle von seiner Hand. Nur er durfte
Marjas unverfälschtem Schatten die Ruhe bringen und der ewige
Richter selbst war es, der die Tat von ihm verlangte.

Er mußte — er mußte! —

Obwohl sich Wladimir in der dämmerungswobenen Ein-
samkeit des letzten Abends vorgenommen, Ida Genetius nicht
wieder zu begegnen, zog es ihn schon am nächsten Tage gewaltsam
abermals zum Krater hinaus. Nur um Zerstreuung zu suchen,
sagte er sich. Aber nicht lange hielt es ihn in dem lärmenden
Treiben. Unwillkürlich schlug er auch heute den schon bekannten
Weg gegen die Donau ein.

Im Ausreden und Entschuldigungen vor sich selber fehlte es
ihm dabei nicht. Konnte nicht Wassili dem gleichen Ziele zu-
streben und sich mit Ida bekanntmachen? Freilich, was küm-
merte es ihn. Sein Herz war ja ausgebrannt, eine Stätte ver-
lohlter Trümmern, — und aus der Asche seiner ersten Liebe er-
blühte keine neue Blume mehr. Aber, sollte er nicht Freund-
schaft empfinden, wo er nicht mehr lieben konnte und durfte?
Und war es nicht seine Pflicht, auch sie zu warnen?

Er glaubte nicht an die ehrlichen Absichten seines Freundes,
der nirgends über ein kurzes Verhältnis hinauskam.

Um nur ein Spielball für den leichtfertigen, verliebten Maler
zu werden, dafür war Ida zu gut.

Andererseits aber trieb ihn auch das Verlangen, vielleicht durch
Zusatz mehr über ihre geheimnisvolle Warnung zu erfahren.

Sie wußte, daß ihn Gefahr bedrohte, und durfte nicht sprechen.
Wer konnte sie zwingen, die Wahrheit zu verschweigen?

Es gab also noch einen andern, der bestimmend auf sie ein-
wirkte, eine in Dunkel gehüllte Person, die er nicht ahnen, nicht
fassen konnte, und die dennoch sein Feind sein mußte.

Schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, Ida noch zu finden,
als er plötzlich abseits vom Wege einen aufgespannten Mahschirm
entdeckte, unter dem auf einem Feldstuhl, eifrig arbeitend, eine
junge Dame saß. Nur in weiter Entfernung, am Saum eines
Birkenwäldchens, wurden noch zwei ähnliche Schirme sichtbar.

Sein Herz klopfte, als er sich ihrem Plaze näherte. Würde
sie zürnen, wenn es heute kein Zufall war, der die Begegnung
herbeiführte?

Das freundliche Lächeln, mit dem sie, ohne zu erschrecken,
seinen Gruß erwiderte, zerstreute schnell seine Zweifel. Fast
 schien es, als habe sie sein Kommen erwartet, als finde sie es
ganz selbstverständlich.

„Sie wundern sich wohl, mich heute ganz allein zu finden?“
meinte Ida in leichter Verlegenheit. „Meine Freundin hat auch
versprochen, zu kommen, ist aber ausgeblieben. Ihr Arbeitseifer
ist immer für einige Zeit erloschen, sobald sie ein Bild beendet hat.“

„Der Ihre scheint dafür um so unermüdlicher.“

„Ach, ich möchte ja auch so gern fertig sein, solange das gute
Wetter anhält. Aber einige Tage habe ich immer noch zu tun.“

Er bewunderte die Farbenskizze, die ein paar altersgraue
Weidenstumpfen wiedergab, aus deren verwitterter Rinde frisch-
grüne Zweige sproßten.

„Ein eigenartiges Motiv.“

„Nicht wahr? Aber ich liebe das. Ist es doch wie ein Bild
des Lebens.“

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.“

„Nun, ich meine, alles Bestehende, solange es Leben hat, mag's
Mensch, Tier oder Pflanze sein, treibt aus seinem Innern neue,
junge und frische Keime, so schwer auch Sturm und Wetter ihm
äußerlich mißspielten. Nicht mehr hoffen wäre so gut wie tot sein.“

„Glauben Sie, daß kein Mensch ohne Hoffnung leben kann?“

„Ich könnte es nicht.“ Sie sagte es leise und machte sich mit
ihrer Palette zu schaffen, aber der feuchte Glanz in ihren Augen
entging ihm nicht.

„Sie mögen recht haben. Wenn es auch nicht immer die
Hoffnung auf Glück sein kann, — so doch die, sich selbst genug zu
tun, seinem Haß, seiner Rache —“

Erschrocken über sich selbst brach er ab und zugleich bemerkte er,
wie Idas Augen bange forschend auf ihm ruhten. Ahnte sie,
an was er gedacht?

Um schnell die Unterhaltung abzulenken, bewunderte er
das zierliche goldene Kreuz, das sie an schwarzer Seidenschur
um den weißen Hals trug.

„Es ist ältere, wertvolle Arbeit, wie ich sie hierzulande noch
nicht gesehen habe.“

„Von meiner seligen Mutter stammt es. Es ist heilbringend.“

als aagē ihu aqo uaqunab nymung sūq qō 'uabq vūl sūq
apudibuzaa eipapō aqū qum uqpuq uagā uq aī svaī 'aqvōq
Wladimir in diesem Augenblicke

stabilem lachte. „Sie glauben daran?“

„O gewiß. Als Mädchen kaufte es meine Mutter in einem
berühmten Wallfahrtsorte, wohin sie mit einer befreundeten
Familie gefahren war. Auf dem Heimweg scheuten die Pferde,
der Wagen stürzte einen Abhang hinab und alle kamen um.“

„Bis auf Ihre Mutter?“

„Sie allein blieb völlig unverletzt. Und von da an hat sie
das Kreuz bis zu ihrem Tode keine Stunde abgelegt. Ich habe
es als kostbares Vermächtnis erhalten.“

Leidunow mochte ihren kindlich frommen Glauben nicht ver-
legen. „Darf ich es näher sehen?“

Bereitwillig nahm sie das Amulett ab, und indem sie es ihm
reichte, berührten ihre Finger leicht seine Hand.

Interessiert betrachtete er die feine Ziselierung. „Ich denke,
die Kunst des Juweliers wird größer sein als seine Wunderkraft.“

„Sie ungläubiger Thomas“, schmolte das Mädchen. „Ich
sage Ihnen, es schützt in jeder Gefahr. Mag auch der blinde
Mensch sein eigenes Verderben wollen, Gott kann es im letzten
Augenblicke abwenden.“

Ein dunkler Schatten, der über sie hinfreiste, ließ beide ver-
wundert aufblicken.

Gerade über ihren Köpfen stand eine vereinzelte schwarze
Wolke an dem sonst hellen Himmel, aus der dumpfer Wetter-
zorn grollte. Ein fahles Jucken ging über sie hin und plötzlich
fielen einige schwere Tropfen herab, denen gleich darauf ein
heftiger Platzregen folgte.

„Um Gottes willen, halten Sie den Schirm!“

Idas erschrockener Ruf kam zu spät. Ehe Wladimir den Stod
fassen konnte, hatte ein jählings dahergehender stürmischer Wind-
stoß ihn aus dem Boden gerissen. Der Russe rannte dem un-
gefügigen Schirm nach, der wie ein desertierter Ballon in halber
Höhe über dem Boden dahinjagte, während das Mädchen in
fieberhafter Hast die Malutensilien zusammenraffte und das
unvollendete Bild, so gut es ging, unter ihrem Wettermantel barg.

Leidunow winkte ihr zu, am nahen Waldsaum Schutz zu suchen,
und bald traf er selbst mit dem glücklich eingefangenen, wasser-
triefenden Flüchtling dort ein.

Ida mußte über den komischen Anblick lachen, und ihre Heiter-
keit bewirkte selbst auf dem sonst so ernsten Gesichte des Russen
einen ungewohnten Reflex. — Obwohl der Regenschauer rasch
vorüberzog, wollte Ida doch von einer Fortsetzung ihrer Arbeit
nichts wissen. Bald mußte ja auch die Sonne sinken, und so
traten sie gemeinsam den Rückweg an.

Nah dem Kraterstern, wo Wladimir sich verabschieden wollte,
blieb das Mädchen plötzlich erschrocken stehen. „Kein Gott, —
wo habe ich denn —“

„Sie vermissen etwas?“

Suchend blickte sie an ihrem Kleide hinunter.

„Ja — ja, das Amulett. Das bedeutet Unglück. Wenn nur
nicht für Sie!“

„Für mich?“ Leidunow sagte es gepreßt. Warum dachte sie
zuerst an ihn! „Sie müssen es am Wege verloren haben.“

„Nein, nein, — ich nahm es ja ab, als ich es Ihnen zeigte, —
und da muß ich vergessen haben, es wieder anzuhängen.“

„Dann ist es in der Hast des Aufbruchs an dem Plaze liegen
geblieben. Ich werde sofort zurückgehen und suchen.“

Ein warmer Blick dankte ihm für seine Bereitwilligkeit.

„Aber es ist ja fast eine Stunde bis dahin.“

„Was macht das. Das Theater besuche ich heute nicht, also —“

„Aber bis Sie hinkommen, ist es ja finster.“

Schon im Begriffe, umzukehren, blieb Wladimir stehen.

„Das ist wahr. Aber während der Nacht wird ja auch niemand
an die abseits vom Wege gelegene Stelle kommen, und morgen
in aller Frühe, vor Tagesanbruch, gehe ich hinaus.“

„Das wollten Sie wirklich?“ rief sie in unverstellter Freude.

„Gewiß, und ich verspreche Ihnen, daß Sie morgen um diese
Stunde längst wieder im Besitz Ihres kostbaren Kleinods sind.“

Mit warmem Drucke ruhte ihre Hand in der seinen. „Wie
aufopfernd Sie sind!“

Ein leises Zittern ging durch seine Stimme, als er antwortete:
„Glauben Sie, ich möchte Ihr Leben künftig allen Gefahren
ungegünstig ausgesetzt wissen, liebes Fräulein!“

Ein heimliches Jubeln und Singen war in Idas Herzen den
ganzen nächsten Vormittag über. „Liebes Fräulein“ hatte er
gesagt, und aus dem Klang seiner letzten Worte hatte sie gehört,
daß das Eis, das bisher um die Brust des kalten Nordländers zu
liegen schien, nicht undurchbringlich war für den warmen Hauch
ihrer Sehnsucht. Als sie früher wie sonst, ohne ihrer Freundin
Fanny Mitteilung gemacht zu haben, bei den alten Weiden-
stumpfen in den Kraterauen eintraf, sah sie Leidunow schon von
weitem wartend auf und nieder gehen.

Es war nicht das Kreuz, woran sie in diesem Augenblicke dachte, was ihr den Atem benahm und ihre Schritte verlangsamte. Was lag daran, ob das Amulett gefunden oder nicht. Aber er war da, er hatte Wort gehalten.

Mit sichtbarer Freude eilte Leidunow, da er ihr Bögem sah, dem Mädchen entgegen.

„Der Himmel will Sie auch weiter beschützen, Fräulein Adu. Und um Sie nicht länger in schmerzlicher Ungewißheit zu lassen, habe ich mir erlaubt, Sie zu erwarten.“

„Sie — Sie haben es wieder?“ kam es stoßend von ihren Lippen.

„Hier. Gerade ging die Sonne auf, als ich es fand. Ihr Glanz ließ das Gold im taufeuchten Grase aufblitzen.“ Triumphierend hielt er ihr die Schnur mit dem Kreuze entgegen.

Sie streckte die Hand nicht aus. „Womit kann ich Ihnen meinen Dank beweisen?“

„Mit dem Finderlohn.“

Die schlante Gestalt erbehte, und liebliche Glut malte ihre Wangen. „Und der wäre?“ Belebend kam es von ihren Lippen.

„Die Günst, das heilbringende Kreuz seinem geweihten Platz wiedergeben, es wieder um Ihren Hals hängen zu dürfen.“

Schon wollte sie das braune Köpfchen vor ihm beugen, da durchzuckte Adu ein plötzlicher Gedanke. „Nein, — nein, — behalten Sie es —“

Wladimir erblaute in jäher Überraschung. „Ich — ich sollte —“

„Ja — ja, — Sie haben es gefunden. Und weil Sie zweifeln, — sollen Sie daran glauben lernen.“

Wladimir hatte Mühe, seine Fassung zu behaupten. Jetzt mußte er, daß er an jenem wunderlichen Morgen auf der Vobau die Wahrheit erfahren. Dieses schöne Mädchen liebte ihn. Sie hatte nur einen Gedanken, ihn vor Gefahren zu schützen, und dafür war ihr das Teuerste feil! —

„Adu, — Sie wollen, daß dieses Kreuz fortan mich schützt?“ stammelte er.

„Ja — und wenn es wider Ihren Willen sein müßte. Täglich werde ich Gott darum bitten.“

„So gut meinen Sie es mit mir! Wie eine wahre Freundin.“ Bewegt ergriff er ihre Hand, nach der Sitte seines Landes einen Kuß darauf drückend.

Adu Genetius mochte die formelle Liebkosung anders deuten. „Freundin?“ wiederholte sie, alles, was sie hoffte und wünschte in die Frage legend. „Sie nehmen es an von der Freundin, Sie schlagen es nicht ab?“

„Wie könnte ich?“

„Und wollen auch daran glauben?“

„Um Ihre Willen.“

„Nicht wahr, — ich bin ein Kind?“ Lieblich errötend, am ganzen Leibe bebend, stand sie vor ihm.

Er sah ihr tief in die Augen. „Die beste, treueste Freundin. Das habe ich in dieser Stunde erkannt.“ Aber er fühlte, daß das nicht das rechte Wort war, nicht das, was sie meinte.

Wie sollte er es ihr sagen, was sie doch wissen mußte, daß er ihr nicht mehr sein konnte, nicht mehr sein durfte.

Ein kurzes Sinnen und Zweifeln, dann hatte er den einzigen Ausweg gefunden.

Sie mußte die traurige Geschichte seiner Jugendliebe kennen, dann wußte sie, daß die Bräuten zu seinem Herzen für immer abgebrochen waren, daß auch die kühnsten Hoffnungen keinen Weg über den Abgrund fanden, der sein Glück verschlungen.

„Adu, wollen Sie immer meine liebe Schwester sein?“

Wortlos nickte sie. Zu sprechen war ihr unmöglich. Sie hatte Mühe, die Tränen, die ihr aus den Augen brechen wollten, zurückzuhalten.

Er selber fühlte ihren Schmerz mit.

„Sie haben mir nichts zu sagen?“

„Beweisen Sie mir's“, preßte sie endlich mühsam heraus.

„Was?“

„Daß Sie mir ein Bruder sein können.“

Auch ihn würgte etwas im Halse. „Womit?“ war alles, was er hervorbringen konnte.

„Damit, daß Sie mir volles Vertrauen schenken. Vergangenes muß Sie zu dem gemacht haben, was Sie heute sind. Erzählen Sie mir die ganze Wahrheit.“

Es erleichterte ihn, daß sie selbst unbewußt seiner Absicht entgegenkam.

„Das will ich, Adu. Und sie zu dem Plaze bei den alten Weiden führend, begann er zu erzählen, schlicht und einfach, so daß nichts als das leise Vibrieren seiner Stimme die Erregung seines Innern verriet.

Das junge Mädchen schien anfangs zerstreut zuzuhören, nur der Wechsel von Röte und Blässe auf ihrem zarten Gesichte verriet den Anteil, den sie an Leidunows Jugendgeschichte nahm.

Mechanisch handhabte sie Pinsel und Palette, aber die Arbeit, in die sie so vertieft schien, wollte nicht vorwärts gehen. Immer wieder gab es zu löschen, zu verbessern, schließlich aber erlahmte auch dieser Eifer, und das Gerät beiseite schiebend, faltete sie wie andächtig die schlanken, weißen Finger im Schoße.

Plötzlich jedoch lösten sich ihre verschlungenen Hände in jähem Schreden, und in ungeheureltem Entsetzen starrte sie den Erzähler an.

„Die Unglückliche, — sie wurde wirklich verhaftet?“

Schwer sank Wladimirs Haupt auf die Brust. „Am gleichen Abend noch wurde sie in der Peter-Pauls-Festung interniert.“

„Und dann?“ bebte schauernd Adu's Stimme.

„Dann hörten wir lange nichts, — weder ich, noch ihre gleichgeimten Freunde. Nur, daß auch Zantulka und Rasputin in den Kerker geschleppt waren, verbreitete man nach einigen Tagen.“

„Aber es mußte doch eine Gerichtsverhandlung stattfinden, die Zeitungen mußten doch einen Bericht über den Prozeß bringen,“ rief Adu in ungläubigem Staunen.

Leidunows Lippen umspielte ein bitteres Lächeln.

„Sie kennen das heilige Rußland schlecht, Adu. Wollte Gott, es wäre so, wie Ihr Gerechtigkeitsgefühl es sich vorstellt. Aber die Zeitungen bringen dort nur, was sie bringen sollen.“

„Und die Gerichte?“

„Sie tun, was ihnen beliebt. Besonders die dritte Abteilung. Die Urteile, die vor dem Forum der Staatspolizei gefällt werden, kommen selten an die Öffentlichkeit.“

„Sie haben wohl Grund, das Licht zu scheuen?“ warf Adu ein.

Leidunow nickte bejahend. „Und nicht nur sie. Mehr vielleicht noch die Mittel, die man anwendet, Geständnisse zu erzielen oder Zeugenaussagen gerade so zu erhalten, wie die Richter sie brauchen.“

Adu's Augen nahmen einen schreckhaft starren Ausdruck an.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß die Folter —“

Wieder zeigte sich auf Wladimirs Gesicht das ingrimmig bittere Lachen. „Es kommt darauf an, was man darunter versteht. Mit eisernen Jungfrauen, glühenden Roßten, mit Daumenschrauben, spanischen Stiefeln und Zangen, wie sie in unseren Museen schwache Nerven erschrecken, — damit arbeiten sie nicht, — o nein, — ich glaube ihnen das aufs Wort, — aber sie haben ganz einfache und doch entsetzlich grausame Mittel. Da, wo man nicht hineinsieht, wie in unserem schauerlichen Staatsgefängnis, ist ihre Anwendung auch heute noch an der Tagesordnung.“

„Und Sie glauben, daß man Ihre, — daß man die unglückliche Marja —“

„Ich habe nur Grund, es zu vermuten. Von Nadina Bordonoff aber weiß ich es. Entlassene Gefangene hatten ihr jammervolles Geschrei gehört und die Knechte des Stodmeisters die zersplitterten Ruten hinaustragen sehen, die man an den zarten Gliedern des jungen Weibes zer schlagen.“

Adu Genetius verhüllte schauernd die Augen mit den Händen, als sähe sie das Entsetzliche leibhaft vor sich.

„Und von Marja erfuhren Sie nichts mehr?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Nur unbestimmte Gerüchte, wie sie von Zeit zu Zeit durch die dicken Mauern der blutgetränkten Festung hindurchdringen. Von dem Ehepaar Bordonoff war bekannt geworden, daß man es, dank der heldenmütigen Frau, die sich kein Geständnis hatte entreißen lassen und eine Überführung unmöglich gemacht, zu fünfzehnjähriger Minenarbeit in Sibirien verurteilt.“

Ein ähnliches Los sollte auch Marja, die die Freiheit nicht wieder sah, getroffen haben, obwohl ihre Strafe milder und kürzer ausgefallen. Nur gegen Zantulka und Rasputin schwebte mangelnder Beweise wegen noch die Untersuchung, während es hieß, daß die Verurteilten bereits mit dem nächsten Transporte nach Sibirien abgehen sollten.

Bezüglich Marjas freilich war das ein Irrtum, wie ich mich selbst wenige Tage später zu meinem Entsetzen überzeugen sollte.“

Adu Genetius sah überrascht auf: „So haben Sie die Unglückliche dennoch wiedergesehen?“

Wladimirs Brauen zogen sich unheilbrohend zusammen. „In der Peter-Pauls-Festung ja.“

(Fortsetzung folgt.)

Unbrauchbar?

Skizze aus der Gegenwart von Dr. D. Kiefer.

(Nachdruck verboten.)

„Sarnison- und felddienstantauglich“ stand im Militärpaß des ehemaligen Offiziersaspiranten Kurt Reuschle, der als einsamer Privatgelehrter hinter seinen Büchern saß und über einen gelehrten Zeitungsartikel grübelte, als seine alte Aufwartefrau mit dem neuesten Extrablatt hereinkam, das die „Mobilmachung“ meldete.

„Wasse Sie auch mit, Herr Neuschle?“ fragte die Alte ängstlich, indem sie dabei mehr an den ihr etwa entgehenden Verdienst, als an die ihrem Herrn drohenden Gefahren dachte.

„Nein, ich bin frei, ganz frei, unbrauchbar!“
„Sie sind unbrauchbar? So en starker Herr, des hätt' i au net denkt.“

Mit unglaublichem Lächeln musterte die Alte ihren Herrn, den kräftigen, hochgewachsenen Mann mit der frischen Gesichtsfarbe.

Kurt Neuschle lächelte und zuckte die Achseln: „Wie ich Ihnen sage, unbrauchbar; ein Herzleiden, wissen Sie.“

Kopfschütteln, doch froh ging die Frau an ihre Arbeit.

Abends im Restaurant herrschte ein unbeschreibliches Leben, patriotische Lieder wurden gesungen, massenhaft kamen und gingen Männer in der feldgrauen Uniform, und die wenigen Zivilisten, meist alte, graue Stammgäste, setzten sich zu den Feldgrauen und bestürmten sie mit Fragen: „Wenn müssen Sie ausrücken, wohin kommen Sie, was machen die Angehörigen?“

Kurt Neuschle, sonst stets als langjähriger Stammgast vom Wirt freundlich begrüßt, verschwand heute völlig an seinem kleinen Tischchen und mußte lange warten, bis ihn überhaupt die Kellnerin entdeckte: „Ja, guten Abend, Herr Neuschle, so, Sie sind noch in Zivil? Wenn müssen denn Sie sich stellen?“

„Überhaupt nicht, liebe Marie, ich bin ja ganz frei.“
„Was, Sie sind frei?“ Halb unglaublich, halb verächtlich kam diese Frage heraus.

Als nun der Wirt ihn ebenfalls in diesem fast beleidigenden Ton ausfragte, wie es denn komme, daß so ein kräftiger Mann militärfrei sei, bekam Neuschle langsam eine Ahnung davon,

sich bei den Sanitätären zu melden. Aber o wehe, da hieß es: Sie haben ja keinerlei Vorkenntnisse in der Krankenpflege, außerdem sind Sie ja nicht einmal garnisondienstfähig, auch haben wir übergenug Taugliche.“

Auf dem Heimweg von der Kaserne traf er seinen Freund, den Oberlehrer, jetzt Leutnant der Landwehr. Der schüttelte ihm die Hand und rief: „Morgen früh geht's nach Russland, na, dem werden wir mal ganz tüchtig das Fell gerben! Germanen gegen Slawen! Was hab' ich stets gesagt? Jetzt dürfen wir mal endlich tätig in die Weltgeschichte eingreifen, statt immer nur zu lehren und zu schreiben! Doch du Armer bist ja dazu verurteilt, hinzuhocken und die Hände in den Schoß zu legen. Ist's denn so gar schlimm mit dem Herzleiden?“

„Wenn ich das bloß wüßte! Der Militärarzt meinte es jedenfalls vor drei Jahren, als er mich ‚ausrüstete!‘“

„Na, beruhig' dich, schließlich müssen ja auch noch Leute daheim bleiben. Aber weis' du, was? Melde dich doch als Berichterstatter an irgendeine Zeitung! Abriens du entschuldigst, der Dienst. Du kommst doch heut' abend noch mal an unsern Philologentisch? Alles Soldaten jetzt, ohne Ausnahme! Also auf Wiedersehen!“ Und fort war er.

Wie hatte er gesagt: alles Soldaten? Und er der einzige Zivilist, der einzige Untaugliche?! Nein, da ging er nicht hin, so leid es ihm tat, alle die Bekannten und Freunde nun nicht mehr zu sehen.

Als er verstimmt und ärgerlich heimkam, fand er ein duftiges Brieflein von „ihr“, von seiner heimlichen Braut, die er zu ehelichen gedachte, sowie es die Verhältnisse ihm einmal gestatteten. Das gute Kind beschwor ihn flehentlich, sie doch noch zu besuchen



Schwester Lonny v. Berfen. (Mit Text.)



Politiker. Von D. Dinger. (Mit Text.)

was ihm noch bevorstehe, wenn er in dieser fieberhaft erregten Zeit, die jeden nur noch irgend tauglichen Mann für den Dienst des Vaterlandes brauchte, noch länger wie bisher das ziemlich beschauliche Leben eines Gelehrten führte. So beschloß er denn,

„vor dem Ausmarsch“. Ja, hatte denn auch sie ganz vergessen, daß er untauglich war? Na, die würde sich wenigstens gewiß freuen, wenn er ihr mitteilte, daß er nicht „mitmußte“. Gleich am nächsten Tag stellte er sich bei ihr ein mit einem Strauß frischer



Ein Opfer des Seekriegs. Phot. Berl. Ill.-Ges. (Mit Text.)

Rosen, die sie so liebte. Mit Tränen in den Augen kam sie ihm | brochen, trotz aller Ahnungen
entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn
leidenschaftlich. „Wenn mußt du fort?“

„Gar nicht, du — dummes Mädele, ich bin
doch frei, untuglich, weißt du nicht mehr?“

„Wirklich?“

„Natürlich, herzleidend, erinnere dich doch.“

„Ach ja so, richtig, du bist ja herzleidend.“

Wie eine Enttäuschung klang es, wenigstens
glaubte Reuschle dies herauszuhören, wurde
plötzlich einsilbig und verabschiedete sich bald



Ein eigenartiges Denkmal. (Mit Text.)

unter irgendeinem Vorwand, damit die Geliebte
seinen Unmut nicht merken solle.

Um seiner widerstrebenden Gefühle Herr zu
werden, wanderte er hinaus zur Stadt durch
die blumenschimmernden Anlagen in den som-
merlichen Wald, der noch tropfte von einem

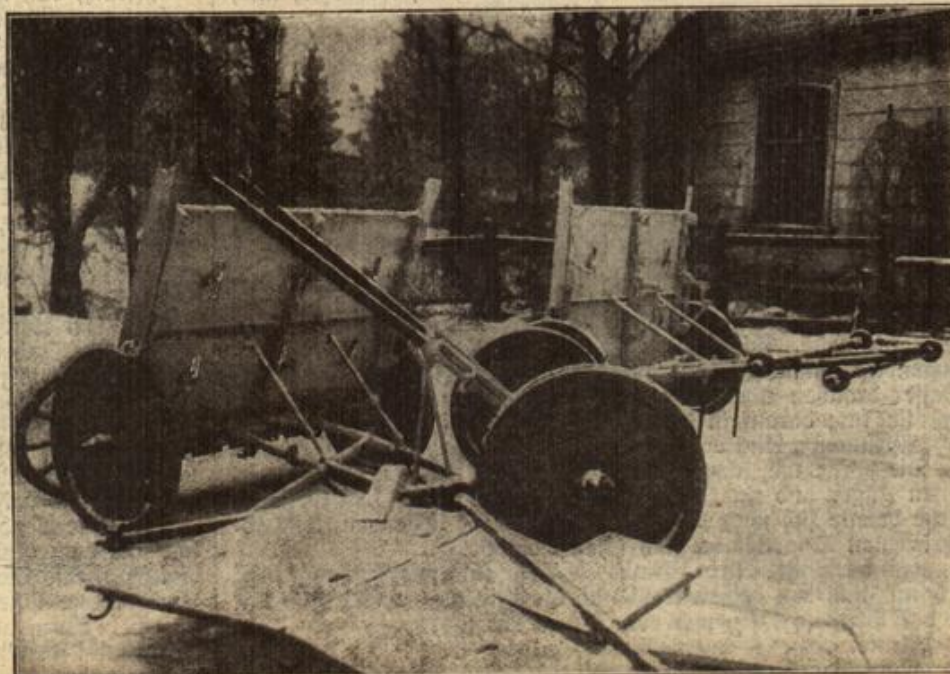


General von Einsingen, der Führer der
deutsch-österreichischen Karpathen-Armee.



General-Feldmarschall Max v. Bod
und Polach. (Mit Text.)

frisch niedergegangenen Regen.
Mein Mensch war bei diesem Wet-
ter und um diese Zeit hier zu
sehen; die Leute hatten anderes
zu tun, als spazieren zu gehen.
Was war eigentlich geschehen, daß
mit einemmal die ganze Welt
umgeändert schien? Ein Krieg,
den man schon seit Jahren hatte
kommen sehen, war nun ausge-
brochen.
immer
noch für
die mei-
sten ganz
unerwar-
tet, wie
einfurcht-
bares Unwetter, das man nicht abwenden
kann. Drei Völker, denen man nie ein
Haar gekrümmt, standen an den Grenzen,
bereit, das deutsche Vaterland zu überfal-
len, von giftigem Haß erfüllt und mit dem
Willen, aus dem stolzen Deutschland wie-
der eine Nichtigkeit, einen Spielball frem-
der Launen zu machen. Ähnlich war es
einst dem kleinen Volke der Hellenen ge-
gangen, als persische Übermacht es zu er-
drücken drohte, so die Römer, als des Pu-
niers Horden Italien überfluteten, so auch
jenem großen Friedrich, der sich gegen eine
Welt von Feinden wehren mußte. Und
das deutsche Volk hatte sich erhoben wie
ein Mann, alle Unterschiede waren verges-
sen, der Kaiser kennt nur Deutsche, keine
Parteien; die Jugend selbst stellte ihre
schwachen Kräfte in den Dienst der großen



Deutsche Kriegsbeute in Masuren: Fahrbare Kriegsschilde mit Schießscharten. (Mit Text.)

Sache, half Wabuhöfe bewachen und Truppen, die ins Feld zogen, haben. Und unter diesen Truppen, welche Begeisterung! Waren nicht ebenso Spartas Heldenöhne in Not und Tod gezogen! Und er, der sich ganz gesund fühlte, nur vielleicht ein wenig durch die Zimmerluft verweichlicht und an Strapazen nicht mehr gewöhnt, er sollte nach wie vor hinter seinen Büchern sitzen? Gewiß, die halb verächtlichen Blide seiner Bekannten waren ganz verständlich: jetzt galt es zu handeln, nicht zu denken, es war von jeher im deutschen Vaterland zuviel gedacht, zu wenig gehandelt worden, und unterdessen hatten die andern die Welt untereinander verteilt! Das mußte jetzt anders werden. Und er, der Gelehrte Kurt Reuschle, mußte auch irgendwie tätigen Anteil nehmen am großen Ringen. Nur über die Art seiner Tätigkeit war er sich noch unklar. Voll kühner Gedanken betrat er ein still und schön im Wald gelegenes Restaurant, das natürlich heute ganz leer war. Die Wirtin, ihm wohl bekannt von manch sonntäglicher Rast hier oben im Grünen, empfing ihn freundlich. Aber auch ihr lag die Frage vom Gesicht: Warum bist du nicht Soldat? Und ohne sich dieser Frage auszuweichen, sagte er gleich: „Heut komm' ich nochmal zu Ihnen, in den nächsten Tagen geht's ins Feld.“

„Stellen Sie sich auch freiwillig, wie mein Mann, ja, denken Sie nur, mein guter Mann hat sich nicht halten lassen, er steht schon drunten bei der Artillerie und wer weiß, wenn er fort muß.“ Die Tränen waren ihr gekommen, sie wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel.

„Was, der hat sich gemeldet? Mit seinen bald sechzig Jahren und seinen grauen Haaren? Ja, geht denn das?“

„Bei den Freiwilligen nehmen sie jeden; man braucht eben diesmal so viel, denken Sie doch, von drei Seiten werden wir angegriffen! 's ist ein Jammer und Elend!“

Der Gelehrte war immer noch ganz betroffen, wenn er sich vorstellte, wie der alte, ziemlich behäbige Wirt wieder exerzierte wie ein Jüngling, die Kasse striegelte und die schweren Geschütze den Berg hinaufziehen half. Und er, der Junge, Kräftige! Nein, es gab keinen Zweifel mehr. „Ja, liebe Frau Wirtin, es ist eine ernste und schwere Zeit, es ist aber auch eine große Zeit, und da darf keiner zursückschauen, der es irgend vermag, mitzuhelfen. Auch ich stell' mich morgen bei meinem alten Regiment.“ Und seine Augen blühten vor Begeisterung.

Tags darauf brauchte sich der Gelehrte Reuschle nicht mehr vor seinen Bekannten und seiner Braut zu schämen, denn er trug bereits die Uniform des Infanterieregiments Nummer hundertneunzehn; sein Herzleiden hatte sich als unbedeutend herausgestellt. Einstweilen mußte er andere Freiwillige einüben helfen und durfte noch daheim schlafen. Aber nach wenigen Wochen meldete er sich ins Feld, kämpfte tapfer bei Meh mit, holte sich sogar das Eiserne Kreuz und am Ende des Sommers verwundet heim. Wie anders leuchteten jetzt die Augen seiner Braut, wenn sie ihn im Lazarett besuchte und zu überreden suchte, sich doch nicht noch einmal den Gefahren des Kriegs auszuweichen, wenn er, wie zu erwarten, bald wieder gesund wäre. Aber Reuschle, der jetzt erst den wahren Sinn des Lebens, nämlich das Sich-opfern fürs Ganze erkannt und erlebt hatte, lächelte nur und sagte: „Wenn mich das Vaterland noch brauchen kann, werde ich mich ihm wiederum zur Verfügung stellen.“

Ein verfehlter Schrei.

Von W. E. E. Lautenschläger. (Nachdruck verb.)

Sie mir etwas zu trinken, Elsbeth; geh schnell, Kind! Ach, mir wird so unwohl, das Herz geht kaum noch —

Ein weißer Lichtstrahl fiel durch das schmale, kleine Fenster des engen Mansardenstübchens. Draußen rüttelte ein heftiger Wind, das undichte Dachfenster in seiner Blechverkleidung polterte anhaltend, der Himmel blaßgrau, dunkle Wolken, dunkelgrau, schwarz, jagten vorüber, und ab und zu ging der Regen in Strömen nieder, nieder auf triefende Bäume und die schwarze, aufgeweichte Erde. Schweigsam schauten Mutter und Tochter einen Augenblick hinaus, sahen, wie die Bäume sich bogen und das Wasser draußen über das Mansardenfenster hinweghuschte, so daß sie kurz darauf in die Dachrinne es klatschen hörten.

„Aprillaune, Mutter! Draußen ist es so warm, aber ich friere.“

Die vornehme, schwarz gekleidete Dame mit den feingeknit-tenen Zügen und einer erschreckend bleichen, krankhaften Gesichtsfarbe beugte sich noch tiefer über die vor ihr liegenden, teils beschriebenen Quartblätter und schauerte leise.

„Ich auch, mein liebes Kind; die Füße sind wie Eis; und fühl' mir nur mal den heißen Kopf und die Hände — dabei tut's mir in der Brust so weh, wie eine offene Wunde!“

„Arme, arme — meine liebe Mutter!“

„Nur Fieber, Kind; weiß es, bei dieser Pflege sind meine Tage gezählt — weine nicht, du liebes Kind; mußte einmal mit

dir darüber sprechen! Wenn ich mich von dir losreißen muß — bald werde ich erlöst sein — ist die Sorge um dich und deshalb die doppelte Sehnsucht nach dir, meine letzte Verzweiflung, die alles Gute in meinem Herzen noch einmal loslösen soll!“

Draußen polterte es an der Tür, die kleine Elsbeth sprang hinaus. „Der Vater! Der Vater!“

Und Doktor Klausen kam aus der Stadt zurück, und es war, als wenn sich an seine Füße das Unglück geklammert hätte, er brachte immer neue Enttäuschungen, neue Verzweiflung.

„Ich habe nichts, Elsbeth —“

„Herbert —!“ Die arme Frau war wie vernichtet zusammen- gesunken.

„Nichts. Schöne Worte überall genug — schöne Worte! Deine wie meine Arbeiten sind nicht angenommen; ‚Tagblatt‘ und ‚Presse‘, beide haben sie ihr Lob gesagt, wunderhübsch wäre es geschrieben; so zwingend, so ergreifend: ‚Seine Lore‘ — ‚Dornröschen‘ und ‚Märchenzauber‘, aber sprächen von ganz außer- gewöhnlichem Talent —“

Die fieberglänzenden Augen der schwerleidenden Frau strahlten in überirdischem Lichte; die Brust wogte auf und nieder — für einen Augenblick alle Phasen der Glückseligkeit.

„Herbert — und dein Drama? Sag' mir, wie wird's auf- genommen werden, dein erstes bedeutendes Werk?“

„Noch nichts Näheres bekannt. Die Kritik, weißt du, diese gehässige Kritik, fürchte ich — meine einzige Hoffnung ist, daß — weil meine Gedichte so überall warmen Anklang gefunden haben.“

Die Frau sah ihm überzeugt und verständnisinnig in die Augen und nickte. „Hast recht! Sie können dich nicht totschweigen, reden müssen sie davon, und es wird ein Ereignis werden!“

„Ein Ereignis? Mut hätte ich, daran zu glauben, Mut an eine Entwidlung, an meinen Ruhm!“

O, du leuchtende Zukunft! Verzweifelte, grausame Gegen- wart! Doktor Klausen drückte die heißen Hände seiner geliebten Frau. Steigende Hitze wechselte mit eisigen Frostschauern, in den Augen leuchtete ein unheimlicher Brand, unregelmäßig nur klopfte das Herz. Lange hielt er die Zitternde in seinen Armen, dann legte er sie ganz behutsam auf das kleine Sofa. Der Hunger tat weh. Der Hunger zerreißt doppelt das Herz, wenn er noch andere leiden läßt, so bitter grausam leiden, andere, die wir mehr lieben, viel mehr als uns selbst!

Doktor Klausen raste mehrmals wie ein wildes Tier durch den niedern Raum und fuhr mit beiden Händen wie wahnsinnig sich durch die vollen Haare. — Das Kind war hinausgegangen. Die schrägen Strahlen der letzten Sonne lagen in der dämme- rigen Kammer; das Feuer war schon seit Stunden ausgegangen, es war ungemütlich kalt geworden.

„Sag' mir, mein Herz, sag mir's, daß es noch etwas Höheres gibt, ich verzweifle! Gibt es noch einen großen, einen ewigen Gott?“

Die schwerleidende Frau hatte ihre schmalen Hände erhoben und betete. Der Regen setzte wieder ein und klatschte gegen die Fenster. Der Sturm raste und tobte, daß die Läden knarrten.

Doktor Klausen saß wieder bei seiner Frau, und inniger als noch je zog er sie an seine Brust.

„Fluch, daß alles, alles vom Gelde abhängig ist, nichts ver- nichtet von Grund und Boden aus mehr als die Armut — sie sorgt, daß keiner wieder aufsteht — ein Funken von Hoheit noch, von Selbstbestimmung: lösch' ihn aus, vorher noch, ehe die Armut ihn dir zertritt! Barmherziger Gott! Keine Kohle, keine Kerze, gar nichts im Hause — o Himmel! Und du so leidend! O barm- herziger Gott, allbarmherzige Liebe!“

Die Kunst möchte alle Fenster aufmachen und es hinaus- schreien: uns, die wir eure Sinne erleuchten, eure Herzen erhe- ben, mehr Liebe, mehr Menschenliebe! Mehr Günst! schreit die Kunst. Reicher ist die Zeit geworden, reicher, größer ihr Geist, grö- ßer auch der Wohlstand des einzelnen: Wenn eine gewaltige Welle jetzt alle Herzen bewegen könnte wie ein neuer Pulsschlag: vor einer neuen Kunst mehr Liebe, mehr Menschenliebe der Kunst!“

Bewundernd war sie ihm gefolgt, mit einem Blick voll Bärt- lichkeit und Stolz hatte sie zu ihm aufgesehen, die Ahnung senkte sich wie ein Schatten auf ihre Seele, daß sie einmal nicht teil an seinem Glück haben würde, daß man sie in die Erde gesenkt haben würde, wenn die Fittiche des Ruhms ihn emportragen würden. Zitternd berührten ihre weißen, schmalen Hände seinen Scheitel, und heiße, schwere Tränen rollten ihr über die Waden.

„Künstlerelend, Herbert! Du klagst die Menschheit an, sie hat viel vom Glück uns vorenthalten — die Seele hatte immer Feiertag, und die Armut zertritt mich! Noch wenige Tage, das Elend, ohne Pflege, und das Herz so weit, und so früh schon sterben! Wozu alles Ringen, Kämpfen? Wozu vor dem Ewig- keitslichte stehen bleiben und anbeten und eigene Kräfte entfallen, wenn mein ungebärdiges, ringendes Herz doch stillesteht, bevor meine Stunde geschlagen hat? Bloß ein flatterndes Gold war

mein Ruhm — und der deine? Komm' an mein Herz, daß ich die Arme um dich schlage, ich kann es nicht mehr, wenn sie den Ruhm dir zu Füßen legen und du glücklich bist!

O Herbert, wir wollen gerecht sein, es gab Zeiten, wir waren nicht verlassen, und eine Hilfe ist uns geworden. Lange lag eine warme, gütige Hand über uns, aber der Weg zur Höhe ist ein langer Weg, und — die Hand erlahmte! Alle Hilfe somit ist zwecklos und vergeblich gewesen! Das Schicksal ist zermalmend: bei größter Güte sind die Menschen oft grausam und einseitig. Wer wollte sagen, daß die Güte heute teilt? Sie gewährt nur, und ein Gewähren geht immer nach begrenzter Einsicht und Laune.

Mehr Liebe — o Herbert! Vor Eintritt einer neuen Kunst mehr Menschenliebe der Kunst!

Noch in der Nacht trat Herzlähmung ein, der junge Mann lag über der Leiche und schluchzte; in den unteren beiden Zimmern war alles gepfändet; seit zwei Tagen war kein Bißchen Brot im Hause.

Der Brunnen auf dem Schlachtfeld.

Eine nette kleine Geschichte erzählt im „Pesti Hirlap“ ein aus Rußland zurückgekehrter Hauptmann der Infanterie.

Unsere Truppen kampierten in Rußland. Gewisse Punkte waren besetzt, aber gekämpft wurde nicht. Weit von der Hauptmacht entfernt hatte ungarische Infanterie eine große Wiese besetzt. Sie hatten Schanzen gegraben, in denen sie wohnten. Vor ihnen dehnte sich die Wiese, und ein ganzes Stück weiter lagen — die Russen. Auch die Russen hatten Schanzen gegraben und fochten nicht. Von keiner Seite kam der Befehl zum Angriff. Sie betrachteten sich als Gegner, taten aber nichts.

Und beide Truppen litten entsetzlichen Durst.

Hinter den Ungarn war nirgends Wasser zu finden. Aber vor ihnen auf der Wiese, etwa in der Mitte zwischen den Russen und Ungarn, stand ein Brunnen mit einem Brunnengalgen. Einsam und verlassen. Wahrscheinlich hatte hier vor kurzem auch noch ein Bauernhof gestanden; durch den Krieg verschwindet ja so vieles von der Erde! Hier war nur der Brunnen übrig geblieben. Plötzlich sahen unsere Soldaten, daß zwei Russen auf dem Weg nach dem Brunnen waren; ihnen folgten zehn weitere, dann zwanzig, und einige Augenblicke später war die ganze russische Abteilung auf dem Weg zum Brunnen. Auch sie litten also Durst.

Als die ersten Russen herankamen, legten sich unsere Mannschaften sofort nieder und brachten das Visier der Gewehre in die rechte Entfernung. Aber sie warteten ab, was weiter geschehen werde. Sie sahen die Russen friedlich um den Brunnen stehen, einer Wasser herausziehen und trinken. Wer seinen Durst bereits gestillt hatte, lehnte langsam zurück. Unsere Soldaten sahen ruhig zu und schossen nicht; es hatte ihnen niemand etwas gesagt. Und so taten auch die Russen. Nachdem alle getrunken hatten, stand der Brunnen wieder einsam und verlassen.

Doch nicht lange. Denn plötzlich erhoben sich zwei von unseren Infanteristen und gingen, das Gewehr unter dem Arm, nach dem Brunnen, bald von der ganzen Abteilung gefolgt. Einer Wasser wurden herausgezogen, um den Durst zu löschen. Nun sahen die Russen ruhig zu, den Ellenbogen auf den Rand der Gräben gestützt, und auch sie dachten nicht daran, auf die Unrigen zu feuern. Darauf wurde alles wieder still auf der großen Wiese.

Das war vormittags. — Abends kamen die Russen wieder plötzlich aus ihren Laufgräben, nun bereits ohne die geringste Furcht. Sie tranken und gingen wieder zurück. Da sagte einer der Unrigen: „Kommt, Jungens, nun sind wir an der Reihe.“

Daselbe geschah am nächsten Morgen und mittags. Das war aber das letzte Mal. Als sie vom Brunnen zurückkamen, erhielten sie den Befehl zum Angriff. Die Gewehre wurden auf beiden Seiten in Ordnung gebracht, und wenige Augenblicke später begann das Schnellfeuer, bis die Unrigen aufsprangen und mit dem Bajonett Sturm liefen. Der Offizier wurde verwundet; Sanitätsoldaten nahmen ihn auf und versorgten ihn vorläufig. Um den Brunnen war die Wiese übersät mit Verwundeten und Toten, Russen und Ungarn durcheinander. Das Gefecht wurde fortgesetzt, aber nicht mehr auf der Wiese, da die Russen sich in die Berge zurückgezogen hatten. Abends, als der Offizier fortgetragen wurde, herrschte rings Ruhe. Auch auf der Wiese. Die Toten wurden begraben, die Verwundeten fortgebracht, und wie vorher stand nur in der Mitte einsam und verlassen der Brunnen mit dem Brunnengalgen.

Zeitvertreib

Die Gewalt einer Nadel.

Wir überreichen einem unserer Freunde ein Pfennigstück und eine Nähnadel. Mit dieser Nähnadel soll er nun das Pfennigstück durchbohren. Wenn wir auch dazu auffordern, stets werden wir hören, daß derartige

ein Ding der vollkommenen Unmöglichkeit ist. Es bleibt somit nichts übrig, als zu zeigen, daß die Sache doch möglich ist. Zunächst einmal legen wir den Pfennig auf eine weiche Unterlage, am besten auf zwei gleich hohe Holzstöckchen, zwischen denen ein Spalt freigelassen wird, oder auch auf übereinandergeschichtete Stücke von starker Pappe, die in gleicher Weise in Form zweier durch einen Spalt getrennter Stöße angeordnet werden; auch aneinandergelegte gleich hohe Bücher sind brauchbar. Nun muß man die Nähnadel derart in einen möglichst neuen Korkpfropfen hineinstecken, daß nur die Spitze, und zwar nicht allzu weit, hervorschaut. Dieses Hineinstecken einer Nadel in einen Korkpfropfen ist nicht ganz einfach. Es gelingt jedoch leicht, wenn man sie an dem Ende, an dem sich das Ohr befindet, glühend macht und wenn man sie dann, indem man sie mit einem Zangchen faßt, in noch glühendem Zustande in den Kork hineindrückt. Sie gleitet dann leicht in diesen hinein. Nun kann die Durchbohrung des Geldstückes losgehen. Zu diesem Zwecke stellt man die Spitze der Nadel auf das Geldstück und führt nun mittels eines ziemlich schweren Hammers einen raschen und kräftigen Schlag auf den Kork aus. Zum Erstaunen aller, die zusehen, dringt die Nadel leicht und gewissermaßen selbstverständlich durch den Pfennig hindurch. Der Schlag muß, wie nochmals betont sei, rasch und kräftig geschehen, durch einen langsamen und schwachen Schlag würde nur ein Verbiegen der Nadel herbeigeführt werden. Die Erklärung dieses scheinbar unerklärlichen Kunststückes ergibt sich für den von selbst, der das physikalische Gesetz von der Trägheit beherrscht. Die Kupfermünze übt gegen die über ihr befindliche Nadel einen Widerstand aus, der das Eindringen verhindert. Schlägt man langsam auf den Kork, so hat dieser Widerstand Zeit, sich über alle einzelnen Teile der Nadel zu verbreiten, wodurch ein Verbiegen herbeigeführt wird, weil die einzelnen Nadelteile zum Ausweichen gebracht werden. Bei einem raschen Schlage hingegen wird die Trägheit der Masse und damit des Widerstandes überwunden. Der Nadel wird durch den raschen und schnellen Schlag eine derart rasche Bewegung erteilt, daß ihre Masse infolge der ihr innewohnenden Trägheit die gleichsam entgegengerichtete Bewegung des Widerstandes nicht aufzunehmen und nicht fortzupflanzen vermag. Der Widerstand kommt also in der Nadel nicht zur Geltung, und diese fährt glatt und unverbogen durch das Geldstück hindurch. Auf der gleichen Tatsache beruhen noch andere merkwürdige Erscheinungen, vor allem z. B. die, daß man ein Talglicht, das doch gewiß weich und biegsam ist, mit Hilfe eines Gewehrs durch ein Brett hindurchzuschießen vermag, sofern man den Schuß nur aus genügender Nähe abgibt.



Ahnen.

In seltsam Raunen und Flüstern
Geht durch die Nacht.
Dort in den träumenden Rüstern
Der Wind erwacht.

Von nahem Schreden ein Ahnen
Erfüllt die Luft.
Sein schauriges Todesmahnen
Das Räuzchen ruft.

Ich steh' erschrocken am Fenster
Und schau' hinaus.
Vorüber zieht, ihr Gespenster,
An meinem Haus!

Johanna Welsch.

Unsere Bilder

Schwester Lonny v. Berfen in der Tracht der Hindenburg-Schwester mit der Rettungsmedaille und dem Eisernen Kreuz. Schwester Lonny v. Berfen, eine Tochter des verstorbenen Generals v. Berfen, wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet nach fünfmonatlicher Tätigkeit auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Schwester Lonny v. Berfen ist schon früher einmal mit einem Orden ausgezeichnet worden, und zwar erhielt sie die Rettungsmedaille am Bande für die Errettung eines fünfzehnjährigen Mädchens.

Politiker. Politiker oder richtiger Politistier, wie man sagt, 's ist ein Unterschied. Es kann einer ein guter Politistier sein, versteht sich aber schlecht aufs Politisieren. Er findet keinen Geißmaß daran, politische Dinge ewig breit zu dreschen oder hat auch nicht das Zeug dazu, das, was er zu sagen hätte, an den Mann zu bringen. Hinwiederum kann ein anderer ein rechter Politistier sein und versteht am Ende doch nichts von der hohen Politik. Von der ersten Sorte scheint der Alte auf unfrem Bild zu sein, mit seinem weißen Haar und seinem nachdenklichen Gesicht, von der andern der mit dem dicken Kopf und mit dem Finger auf der Zeitung. Der Dritte ist ein Mittelbeing zwischen beiden. Er ist lebhafter an der Sache beteiligt als der Stille, aber er denkt sein Sach und schweigt, was

am Ende einem Politisierer gegenüber das geschelbeste ist. Denn Politisieren heißt nicht bloß, über öffentliche Angelegenheiten sprechen, sondern es hat auch die schlimme Nebenbedeutung, darüber zu streiten und erheben, und wenn das Gespräch über Politik zu einem gedankenlosen Werde wird, bei dem jeder meint, seine Weisheit loslassen zu müssen, so nennt man's auch „lannegiesern“, ein treffendes Wort, zumal solche Gespräche nirgendwo so viel geführt werden, wie im Wirtshaus bei einer Kanne Bier oder einem Glas Wein, oder auch nur bei einem Glas Schnaps, wie hier auf unsrem Bild. Einen Kammengießer möchte ich nun allerdings unsern Politisierer zur Linken nicht heißen. 's ist ja ein Bauer, seiner stämmigen Gestalt und seiner kräftigen Hand nach. Aber ein Politisierer ist er doch, ein Streiktopf, ein Rechthaber, dessen Meinung nun einmal die allerichtigste ist, der irgendwo was gelesen hat und es mit Eifer verfißt, weil's nun einmal in der Zeitung, und zwar in seiner Zeitung steht. Indem er den Finger auf eine Stelle darin legt, will er wohl sagen. „Hab' ich nicht recht gehabt? Habe ich nicht gesagt, so werde es kommen? Und da kommt's.“ 's ist eine schöne Sache, wenn man so will, uns Politisieren, und wenn man Geschmack daran findet, auch bis zu einem gewissen Grad eine notwendige. Der Staatsbürger in unserer Zeit darf sich der Erwägung und auch der Erörterung von öffentlichen Angelegenheiten nicht entziehen. Aber es kommen Zeiten, wo einem das Politisieren vergeht, weil Taten geschehen und eine eherne Sprache reden, die alles Politisieren, Räsionieren und Prophezeien zum Schweigen bringt. In einer solchen Zeit sind wir jetzt. Und das sind, selbst wenn's Kriegzeiten sind, bessere Zeiten. R.

Ein Opfer des Seerriegs. An der holländischen Küste wurde bei Egmond van Zee ein Wal angespißt, der eine Seemine zur Explosion gebracht hatte und dabei ums Leben gekommen war.

Ein eigenartiges Denkmal. Ein eigenartiges Denkmal ist von deutschen Truppen bei Morcourt errichtet, es besteht aus französischen Ausbläsern, die pyramidenartig übereinandergestellt worden sind, und davor befindet sich ein Christusbild.

Generalfeldmarschall Max v. Bock und Polach, starb in Hannover im Alter von 73 Jahren. Er gehörte über ein halbes Jahrhundert der Armee an und war 1912 in den Ruhestand getreten. Generalfeldmarschall v. Bock und Polach, Ritter des Schwarzen Adlerordens und Mitglied des preuß. Herrenhauses, hat sich um die deutsche Armee vor allem als hervorragender Organisator große Verdienste erworben; auch die Modernisierung des Exerzierreglements ist sein Werk.

Deutsche Kriegsschilde in Masuren: Fahrbare Kriegsschilde mit Schießscharten, die von den Russen bei ihrer Flucht im Stich gelassen wurden. Die überaus praktischen Schießscharten erinnern lebhaft an die Kriegsmittel im klassischen Altertum.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Mai. Der Bonnemond bietet zahlreiche Gemüse und in ihm kann darum die Hausfrau nicht in Verlegenheit geraten. Vor allem ist es der Spargel, der jetzt reichlich auf den Tisch kommt. Da er sehr wohlschmeckend und bekömmlich ist, kann er fast täglich aufgetragen werden, ohne daß jemand seiner überdrüssig wird. Der Hauptwert des Spargels besteht in seiner die Verdauung anregenden Tätigkeit; sein Nährwert ist gering. Daher kann er auch niemals als Hauptnahrung dienen. Nächst dem Spargel ist der Spinat für den häuslichen Tisch von größtem Werte. Er fördert ebenfalls die Verdauung, wirkt aber auch infolge seines Eisengehaltes blutbildend. Gewöhnlich wird er mit Eierspeisen (Spiegeleiern, Omeletts) zusammengestellt. Ein herrliches Kompott bietet auch der Moharbar. Daneben ist auch die junge Stachelbeere sehr zu empfehlen. Außer der Morchel gibt es jetzt auch schon den Steinpilz. H.V.

Zahnbürsten müssen frei hängen, in verschlossenen Behältern nehmen sie einen dumpfen Geschmack an.

Braune Blüten der Apfel- und Birnbäume sucht man ab und verbrennt sie. Sie enthalten die Larve des Blütenstechers, eines kleinen Kästlers.

Bleiben die gegen Dasein angebrachten Strohhalme zu lange an den Stämmen, so verweichlichen diese, auch setzen sich allerhand Schädlinge wie Blut- und Schildläuse, Borkenkäfer usw. darunter fest und beschädigen ungestört die Rinde. „Drahtpfosten“ können das ganze Jahr an den Stämmen bleiben.

Dahlien verlangen sonnige, warme Lage und nicht zu feuchten, kühlen Boden, wenn sie ihren ganzen Blütenreichtum entfalten sollen. Auch darf das Erdreich nicht zu nahrhaft sein, sonst entwickeln sie wohl große Büsche mit üppig dunkelgrünem Blattwerk, aber die Blüten lassen lange auf sich warten, oder sie sitzen meist unter dem Laube.

Weißköpfige Spargel haben einen höheren Marktwert. Deswegen sind aber Pfeifen, die unter Einwirkung von Luft und Sonne einen bläulichen Ton angenommen haben, nicht unbrauchbar. Diesen ist nurein etwas strengere Geschmack eigen.

Auflösung.

P	A	L	E	R	M	O
N	A	N	O	N		
A	G	A				
L						
A	A	R				
K	A	N	N	E		
S	A	N	D	A	L	E



Bahrenth und die kleine Berlinerz.
 „Wohin geht ihr denn, Mama?“
 „Ins Theater.“
 „Was ist dort zu sehen?“
 „Bargwal, mein Kind.“
 „O, da müßt ich auch mit; ich habe noch nie ein richtiges Lustspiel gesehen!“

Gornlöffel, wie man sie vielfach zum Gieressen benützt, weil silberne Löffel schwarz werden, dürfen nie in heißem Wasser abgewaschen werden. Man benützt dazu kaltes Seifenwasser und spült mit kaltem Wasser nach.

Logograph.

Mit R erfreut's zur Sommerzeit,
 Mit H wird es zu einem Heid.
 Julius Fald.

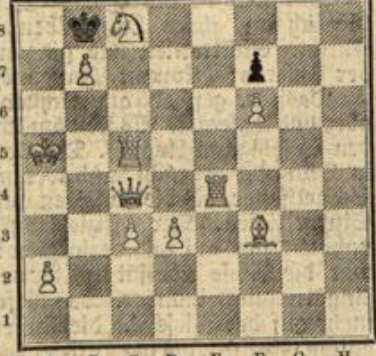
Problem Nr. 129.

Von W. Pauls.
 Deutsche Schachblätter, 1910.
 Schwarz.

Geographisches Zahlenrätsel.

11	1	3	5	1	8	12	1	2	7
12	3	2	15	3	4	7	11	6	15
14	18	4	1	2	10	5	9	2	13
11	3	8	5	1	10	11	1	3	15
16	9	4	17	1	21	1	5	2	6
6	5	2	3	6	4	9	16	1	8
3	4	10	17	1	2	12	18	2	7
14	8	6	7	1	4	13	18	2	17
5	20	10	10	1	8	5	9	2	13
4	9	2	2	14	19	16	3	4	7

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß in den wagrechten Reihen 10 Wörter entstehen, die sämtlich größere und kleinere Orte Europas bezeichnen. — Sind die richtigen Städtenamen gefunden, so nennt die Diagonale, von oben links nach unten rechts gelesen, einen sehr weit genanten deutschen Feldherrn.
 Ernst Bih.



Matte in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Berg, Land, Bergwand.
 Des Bilderrätsels: Der Dabicht hat keine Tauben lieber, als die allein fliegen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Aufmunterung. „Ach, Fräulein Rosa, Sie glauben gar nicht, wie gern ich Sie habe — Ihnen zuliebe könnte ich die größte Dummheit machen!“ — „Heiraten S' mich halt, Herr Wendele!“

— Als der Feldmarschall Suwarow 1799 bei der russisch-österreichischen Armee in Italien eintraf, erfuhr er, daß der französische General Scherer das Kommando an Moreau übergeben habe und nach Paris zurückgekehrt sei. „Auch hier,“ sprach Suwarow, „erkenne ich die Hand der Vorsehung; einen Scharlatan zu besiegen hätte uns wenig Ehre gebracht, Vorbeeren, einem Moreau entzissen, werden frischer blühen und grünen.“ R. St.

Die Kopfbedeckung als Demonstrationszeichen. In erregten Zeiten hat häufig die Kopfbedeckung eine Rolle gespielt. Im Jahre 1848 war es der nach dem Freischarenführer benannte „Hederhut“, eine dem Rembrandthut ähnliche, breittrempige Kopfbedeckung, durch welche der Träger weithin sichtbar sich als einen Anhänger der Verfechter der neuen Ideen kennzeichnete. Den nämlichen Zweck erfüllten während des Aufstandes in Wien die „Carbonarihüte“, eine dem Veragierhut ähnliche Kopfbedeckung. Als aber Wien von Windischgrätz mit stürmender Hand genommen war, verschwand er, um dem den ruhigen Bürger kennzeichnenden Zylinder wieder Platz zu machen. Das Volk aber nannte den Zylinderhut die „Angsttröhre“, und diesen Spottnamen führt er noch heute. Um die Bedeutung der Kopfbedeckung zu erkennen, welche sie vor hundert Jahren in Frankreich zur Zeit der Revolution gespielt, brauchen wir nur der Jakobiner und der phrygischen Mütze zu gedenken. Wer sich öffentlich ohne eine derartige Bedeckung des Hauptes zeigte, konnte sicher sein, bald jeder weiteren Sorge um die Bedeckung seines Kopfes enthoben zu sein. Doch nicht allein der Masse des Volkes war in stürmischen Zeitaltern die Kopfbedeckung ein Demonstrations- und Erkennungszeichen. — Am Hofe Gustav III. von Schweden gab es eine „Partei der Mützen“, welche die „Partei der Hüte“ aufs grimmigste befehde, ein Kampf, der schließlich zur Ermordung des Königs führte. St.